

THOMAS BERNHARD BETRITT DIE WIENER SZENE

oder
Über Dissonanzen in Hans Weigels
›Stimmen der Gegenwart‹

Von Evelyne Polt-Heinzl (Hirschwang)

Hans Weigels Anthologie ›Stimmen der Gegenwart‹, erschienen zwischen 1951 und 1956 in fünf Folgen, gilt als eines der Fanale des literarischen Aufbruchs nach 1945. Thomas Bernhard, der hier 1954 und 1956 mit je einer Erzählung vertreten ist, wird selten als Teil dieses Aufbruchs wahrgenommen. Ein genauerer Blick auf Bernhards literarischen Auftritt und die Lektüre der ›Stimmen der Gegenwart‹ als ‚Gesamttext‘ im konkreten kulturpolitischen Umfeld eröffnet für beide Aspekte neue Perspektiven.

Hans Weigel's anthology ›Stimmen der Gegenwart‹ was published in five volumes between 1951 and 1956. It is considered one of the hallmarks of the literary renewal after 1945. Thomas Bernhard, who had stories published in the volumes of 1954 and 1956, is rarely perceived as part of this renewal. This essay analyzes Bernhard's literary appearance and reads ›Stimmen der Gegenwart‹ as a 'comprehensive text' within a cultural and political environment to open up new perspectives.

Manchmal erheben wir alle unseren Kopf und glauben,
die Wahrheit oder die scheinbare Wahrheit sagen zu
müssen und ziehen ihn wieder ein. Das ist alles.

THOMAS BERNHARD

1. Die Gegenwart in einem Jahrbuch

Hans Weigel hat den Titel für sein Anthologieprojekt mit Bedacht gewählt: ›Stimmen der Gegenwart‹ (StdG) suggeriert programmatisch einen radikalen Neubeginn. Insgesamt erschienen fünf Folgen: 1951 und 1952 im Verlag für Jugend und Volk, gemeinsam mit dem Verlag Jungbrunnen, mit einem Cover von Otto Fielhauer, 1953, 1954 und 1956 dann im Verlag Dürer, der zum Herold-Konzern gehörte, mit einem Cover von Kurt Schwarz. Das war ein Verlagswechsel mit politischer Dimension, ausgelöst von Weigels Bruch mit sozialdemokratischen Kulturfunktionären Ende 1951.¹⁾ Zwar betonte Weigel vom ersten Band an, dass

für die Textauswahl keinerlei ideologische, sondern ausschließlich künstlerische Kriterien ausschlaggebend seien, aber es war doch ein Wechsel aus der roten in die schwarze Reichshälfte, und das hatte unmittelbare Folgen: zum Beispiel eine Großspende der Industriellenvereinigung in Höhe von 10.000 Schilling, während die „roten“ Geldgeber verschwinden²⁾. Der Wechsel demonstriert auch Weigels Versuch, sich als über den Ideologien bzw. Parteien stehende Kulturinstanz zu positionieren, was ihm freilich nicht gelang, denn im Zweifelsfall ließ ihn sein fanatischer Antikommunismus immer eher nach rechts rücken, zumindest waren seine Berührungsgängste hier wesentlich weniger ausgeprägt als jene nach links.

Unbestritten ist Weigels großes Talent für Kultursponsoring ante litteram. Den Bänden ist jeweils eine Liste mit den Spendern angefügt, Firmen, Vereinen, staatlichen Institutionen ebenso wie Privatpersonen. 1954 und 1956 ist die Gesamtsumme der Spenden gegenüber den erste drei Jahrgängen beinahe auf das Doppelte angewachsen.

Tab. 1 Publierte Spenderlisten der StdG in Schilling (Euro)

JAHHR	BETRAG	GRÖSSTE EINZELSPENDER	
1951	11.250 (817)	1.500 (109)	jeweils Arbeiterkammer Wien / Import- und Exportgesellschaft/Stafa-Kaufhaus / Zentralsparkasse der Gemeinde Wien
1952	27.690 (2.012)	5.000 (363)	Land Wien, Amt für Kultur und Volksbildung
1953	22.500 (1.635)	10.000 (726)	Industriellenvereinigung
1954	43.230 (3.141)	20.000 (1.453)	Institut zur Förderung der Künste in Österreich
1956	43.550 (3164)	20.000 (1.453)	Institut zur Förderung der Künste in Österreich

Wie offensiv Weigel seine Spendensammelaktion betrieb, zeigen einige im Nachlass erhaltene Bettelbriefe, die Weigel erfrischend unverblümt auch als solche ausweist. „Im Rahmen einer größeren ‚Schnorr-Aktion‘ möchte ich mich mit Ihrer gütigen Erlaubnis an Sie persönlich und nicht an die Firma Böhler & Co. im Allgemeinen wenden³⁾, heißt es gleich zu Beginn seines Schreibens an Direktor Alfred Mikesch vom 23. Februar 1953. Und Weigel verstand es auch, den Schwung des ersten Jahrgangs mitzunehmen: Der Verlag legte ein Subskriptionsblatt für die StdG 1952 auf, samt Bestellschein, auf der Rückseite waren Zitate aus „Pressestimmen des In- und Auslandes“ von 18 verschiedenen Medien abgedruckt.⁴⁾ Nicht dabei

¹⁾ Vgl. WOLFGANG STRAUB, Die Netzwerke des Hans Weigel, Wien 2016, S. 207–214.

²⁾ SIGRID SCHMIDT-BORTENSCHLAGER, Die Etablierung eines literarischen Paradigmas. Hans Weigels „Stimmen der Gegenwart“, in: WENDELIN SCHMIDT-DENGLER (Hrsg.), Literatur in Österreich von 1950 bis 1965, Mürzzuschlag 1984, S. 38–51, hier: S. 41.

³⁾ Nachlass HANS WEIGEL, Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, ZPH 847, Archivbox 76.

⁴⁾ Stimmen der Gegenwart 1951. Subskriptionseinladung für 1952. Dokumentationsstelle für neuere Österreichische Literatur, Wien, XS2:SM:Zeitschriften/Diverse.

ist jene Rezension von Margret Dietrich⁵⁾ in der von ihr und Heinz Kindermann herausgegebenen Zeitschrift ›Freude an Büchern. Monatshefte für Weltliteratur‹, deren Untertitel Weltoffenheit suggerierte und damit die tiefe NS-Verstrickung der HerausgeberInnen zum Teil bis heute erfolgreich überblendet. „Die Zeitschrift beeindruckt vor allem durch ihre Vielschichtigkeit. Eher konservativere, altbewährte österreichische Literatur findet sich in ihr ebenso (z.B. Franz Karl Ginzkey, Siegfried Freiberg, Julius Zerzer)⁶⁾ wie die junge Nachkriegsgeneration (Ilse Aichinger, H.C. Artmann, Jeannie Ebner, Ernst Jandl u.a.).“⁷⁾

Politische Proteste gegen die StdG blieben nicht aus, und zwar von beiden Seiten. Einen löste gleich der erste Band 1951 aus. Andreas Korp erboste sich in seiner Funktion als Generaldirektor der Österreichischen Konsumgenossenschaft – sie hatte 750,- Schilling für das Projekt gegeben – über den „unverantwortlichen Herausgeber“, der eine Kritik am Genossenschaftsgedanken in Heinrich Carwins (d. i. Heinz Karpeles) Einakter ›Großmutter Himmelreich‹ unkommentiert durchgehen ließ, wofür sich Weigel mit Verweis auf den Zeitdruck entschuldigte.⁸⁾ Das Stück spielt „Anfang des Jahres 1938“, die inkriminierte Stelle betrifft ein Gespräch zwischen dem Gymnasiasten Michael – sein Vater tendiert zu den Nationalsozialisten, er selbst sieht sich als Bohemien –, und seiner Freundin Lea, die als Marxistin gilt. „[...] mir kommt jedes Mal das kalte Grausen“, sagt Michael, während er Hausaufgaben macht, „wenn ich an deine ‚kommende Gesellschaft‘ denk: ich stell sie mir verbrüdet, einig und geschlossen vor. Eine Art Massenkundgebung. Man kennt diesen Typ Mensch von den Konsumgenossenschaften her: äußere Form gut, Kopfrechnen schwach. Kulturfreundlich und kulturlos. Ausschlagghemden, flache Absätze.“⁹⁾

Offensive Kritik kam dann vom Kriegsoffer- und Kriegsteilnehmer-Fachblatt ›Stimme der Mitte‹, herausgegeben von Oberst Kurt Uiblagger, das offenbar in einem Rundschreiben alle „Förderer des Werkes“ davon unterrichtet hatte, dass sie „zur Herausgabe der Stiftung unter Vorspiegelung anderer Angaben veranlasst“¹⁰⁾ worden seien. Dagegen verwehren sich die beiden Verlage ›Jugend und Volk‹ und ›Jungbrunnen‹ in einem Brief an die Redaktion. Trotzdem folgte mit den StdG 1953 der Wechsel zum Herold-Konzern – noch mit einer Vorbemerkung von Wei-

⁵⁾ MARGRET DIETRICH, „Stimmen der Gegenwart 1951“, in: Freude an Büchern. Monatshefte für Weltliteratur 2 (1951), H. 8 (August), S. 235f.

⁶⁾ Alle drei genannten Autoren waren Beiträger im ›Bekennnisbuch österreichischer Dichter von 1938.

⁷⁾ <https://www.onb.ac.at/oe-literaturzeitschriften/Freude_an_Buechern/Freude_an_Buechern.htm> [15.05.2017].

⁸⁾ Vgl. dazu: WOLFF A. GREINERT, Hans Weigel: „Ich war einmal ...“. Eine Biografie. Vorwort ELFRIEDE OTT. Mit einem Beitrag von JOHANN HÜTTNER, Graz 2015, S. 212f.

⁹⁾ HINRICH CARWIN, Erster Akt der unzulänglichen Aufzeichnungen über die dumme alte Großmutter Himmelreich und einige andere unwesentliche Ereignisse, in: Stimmen der Gegenwart 1951, hrsg. von HANS WEIGEL, Wien 1951, S. 50–63, hier: S. 60.

¹⁰⁾ Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 76.

gel, die im Band 1954 ebenso fehlt wie in jenem von 1956, bei dem er auch nicht mehr als Herausgeber genannt wird.

Schwierig ist die Frage nach der ‚Trefferquote‘ der StdG in Bezug auf spätere literarische Karrieren. Das Image, ein Fanal des Neuanfangs gewesen zu sein, das die Sekundärliteratur dem Projekt meist zuspricht, kommt von der unbestreitbaren Tatsache, dass nachmals ‚klassische‘ AutorInnen der Nachkriegszeit hier ihre ersten oder zumindest – wie im Fall Aichinger, Bachmann oder Bernhard – doch frühe Texte publizierten, auch wenn sich ihre Karrieren letztlich unabhängig von den StdG vollzogen. Fragt man nach dem Verhältnis zwischen späterhin erfolgreichen AutorInnen und jenen, die in der Vergessenheit versunken sind, relativiert sich das Bild schon aufgrund der Vielzahl der BeiträgerInnen zwangsweise – in den fünf Jahrgängen erschienen Texte von insgesamt 129 AutorInnen. Darunter finden sich überraschend viele Namen, die kaum mehr präsent sind – beispielhaft hier der Jahrgang 1954, in dem Bernhard zum ersten Mal vertreten ist:

Tab. 2 ›Stimmen der Gegenwart‹ 1954 – BeiträgerInnen

Friedrich Achleitner	Werner Fröhlich	Liselotte Matiasek
Gerhard Amanshauser	Anton Fuchs	Wilhelm Meissel
Paul Angerer	Erich Grabner	Doris Mühringer
Gertrude Arnold	Otto Grünmandl	Gertrud Paukner
Hans C. Artmann	Gerda Hagenau	Caspar Franz Peturnig
Irmgard Beidl-Perfahl	Ingomar Hartner	Helga Pohl
Friedrich Bergammer	Ernst Hechenblaikner	Ernst Randak
Thomas Bernhard	Lotte Herbst	Käthe Recheis
Theo Binder	Hanns Humer	Wieland Schmied
Paul Blaha	Ernst Jandl	Elfriede M. Skorpil
Karoline Brandauer	Herbert Jocher	Ludwig Skumautz
Heinz Dabatschek	Willi Kandlbauer	Hermann Stöger
Helmut Degner	Friedrich F. Kaufmann	Hannelore Valencak
Milo Dor	Reinhold Klemm	Ernst Vasovec
Elisabeth Effenberger	Kurt Klinger	Bigi Veith
Reinhard Federmann	Hermann Kopf	Lois Vogel
Paul Feldbacher	Otto Laaber	Hilde Wozak
Vera Ferra-Mikura	Siegfried Lienhard	Herbert Zand
Humbert Fink	Hans M. Loew	Herbert Zinkl
Günther Fritsch	Hans Lohberger	Harald Zusanek

Prinzipiell sind die StdG „bestenfalls als innerösterreichisch wirksames Medium“ zu bezeichnen, mit dem „Reiz eines hervorragend bestückten Heimatmuseums, in dem sich die ersten Versuche großer Meister befinden, noch dazu [...] nicht einmal die interessantesten Gegenstände“¹¹⁾. Was das Vorwärtkommen

¹¹⁾ WENDELIN SCHMIDT-DENGLER, Bruchlinien. Vorlesungen zu österreichischer Literatur 1945 bis 1990, Salzburg 1995, S. 69.

im heimischen Literaturbetrieb betrifft, ist dem Unternehmen aufgrund der aktiven Netzwerkstrukturen des Kreises freilich ein größerer Erfolgsquotient zu attestieren¹²⁾.

Die am frühesten international erfolgreichen Autorinnen aus Weigels Umfeld sind zweifellos Aichinger und Bachmann, von deren Entwicklung er jedoch nicht uneingeschränkt überzeugt war. Aichingers Roman ›Die größere Hoffnung‹ „mag nicht nach jedermanns Geschmack sein“¹³⁾, schrieb Weigel 1950, und von Ingeborg Bachmann distanzierte er sich nach ihrem Weggang aus Wien öffentlich. Solche Ressentiments hinderten ihn freilich nicht, sich ihrer Erfolge – wiewohl ohne Namensnennung und in eigenwilliger Aufzählung – für Werbezwecke zu bedienen: „[...] bei Schriftstellertagungen in Niendorf an der Ostsee [hier erhielt Ilse Aichinger 1952 den Preis der Gruppe 47, ein Jahr vor Ingeborg Bachmann], Weitnau im Allgäu und St. Veit an der Glan behaupteten sich Mitarbeiter der ›Stimmen der Gegenwart‹ aufs schönste im Wettstreit mit ausländischen und älteren Kolleginnen und Kollegen.“¹⁴⁾

2. Das Problem mit der Jugend

„Wohl in keiner Zeit“ würden „gegen die Jugend so viele Vorwürfe erhoben als in unserer“, und „die Kritik, die man ihr auf dem kulturellen Sektor entgegenbringt“, sei „wohl die beißendste, schärfste, rücksichtsloseste und vielleicht ungerechtfertigste von allen“¹⁵⁾. So formulierte der 22-jährige Thomas Bernhard unter dem Titel ›Die Kultur ist nicht stehen geblieben!‹ am 4. April 1953 im ›Demokratischen Volksblatt‹. Tatsächlich ist über die Jugend nach 1945 aus gutem Grund viel debattiert worden; sie hat Teile oder die Gesamtheit ihrer Schulzeit in autoritären bzw. faschistischen Systemen absolviert. Alle Welterklärungen und Denkmodelle, die hier vermittelt wurden, waren 1945 über Nacht entwertet. Zumindest glaubte man kurzfristig an einen derart radikalen Paradigmenwechsel.

„Im Leerraum ab 1945“, so Friedrich Heer, begannen „junge Menschen, die sensibel, verstört, verwirrt, voll Zorn, Trauer, dann Wut die grassierende Verlogenheit der öffentlichen Verhältnisse wahrnahmen, heranzuwachsen“ und zu schreiben, rundum die „miese Situation, die Karglichkeit der Gesichter, der Heimkehrer

¹²⁾ Vgl. SCHMIDT-BORTENSCHLAGER, Die Etablierung (zit. Anm. 2), S. 46f.

¹³⁾ HANS WEIGEL, Verteidigung der Jugend. Antwort an Franz Theodor Csokor, in: Die Zeit. Halbmonatsschrift für Kunst, Kultur und Politik, Jg. 3, 15. März 1950, H. 6, S. 1–3, hier: S. 3.

¹⁴⁾ DERS., Vorbemerkung, in: Stimmen der Gegenwart 1953, hrsg. von H. W., III.: Wolfgang Kudrnofsky, Wien 1953, S. 5–7, hier: S. 5f.

¹⁵⁾ THOMAS BERNHARD, Journalistisches. Reden. Interviews, hrsg. von WOLFRAM BAYER, MARTIN HUBER und MANFRED MITTERMAYER (= Werke 22.1), Frankfurt/M. 2015, S. 141–144, hier: S. 141.

aus Krieg und Emigration, die Notdurft des täglichen Lebens in Wien¹⁶). Doch „alle sieben Jahre, die uns fast als ein Übermaß erschienen, haben uns nicht so zu enttäuschen vermocht wie eine Stunde dieser so sehnsüchtig erwarteten Zeit“, so Erich Stegu in der Rubrik „Tribüne der Jungen“ der Zeitschrift ›Plan‹ im November 1946, „[m]anchmal schämen wir uns fast, hinzuschauen: die alten Götter sitzen wieder auf ihren alten Podesten und lächeln und lenken nach alten Regeln und Riten.“¹⁷)

Diese personellen Kontinuitäten erlebten junge AutorInnen, die nach 1945 das literarische Parkett betraten, auf vielen Ebenen, dazu kamen ästhetische Orientierungsprobleme. Alle in der NS-Zeit verbotenen künstlerischen Bewegungen und internationalen Entwicklungen waren der jungen Generation weitgehend unbekannt. Alfred Kolleritsch, Jahrgang 1931, hat sich an seinem 85. Geburtstag erinnert, wie er Literatur zunächst nur anhand der verfügbaren „Heimatliteratur“ kennenlernte und erst um 1960 ganz allmählich Dadaismus und Expressionismus und all das entdeckte, was damals die „rote Moderne“¹⁸) hieß. Der um ein Jahr jüngere Hanns Weissenborn hat bereits 1957 die Spannung beschrieben, mit der man daran ging, jede Art von Moderne zu rezipieren:

[...] nach Kriegsende wurden plötzlich die Schleusen geöffnet, wir erfuhren, was inzwischen außerhalb vorgegangen war. Die meisten von uns lasen zum ersten Male ausländische Autoren der letzten zwanzig, dreißig Jahre. Zum ersten Male aber auch die deutsche und österreichische Lyrik des Expressionismus, des Dadaismus, des Surrealismus [...] von deren Existenz uns bis dahin nichts bekannt war.¹⁹)

Auch die ideologische Neuorientierung war nicht einfach, besonders im Nachkriegs-Wien. Die verschlungenen Verkehrswege und Verschwörungsszenarien in der Vier-Zonen-Stadt, durch die der Kalte Krieg nicht zuletzt dank Akteuren wie Weigel selbst gerade kulturpolitisch rasch eine besonders radikale Schneise zog, waren ebenso schwer zu durchschauen wie die persönlichen Intrigen und Kämpfe, die Weigel aus privaten wie politischen Gründen anzettelte und am Köcheln hielt. Im Bedarfsfall ging er dabei bedenkenlos Allianzen mit ehemaligen Nationalsozialisten ein, wie dem Theaterkritiker Siegfried Melchinger, der 1938 u. a. „antisemitische Hasstiraden“ gegen Elisabeth Bergner verfasst hatte²⁰). Und ohne Bedenken

¹⁶) FRIEDRICH HEER, Nach 1945, in: JOCHEN JUNG (Hrsg.), Vom Reich zu Österreich. Kriegsende und Nachkriegszeit in Österreich erinnert von Augen- und Ohrenzeugen, Salzburg, Wien 1983, S. 166–177, hier: S. 173f.

¹⁷) ERICH STEGU, Nach einem Jahr, in: Plan. Literatur/Kunst/Kultur 1 (1946), H. 10 (November), S. 840f.

¹⁸) ALFRED KOLLERTISCH, „Als ob der Zugang zur Welt eine offene Tür wäre“. Interview mit Ronald Pohl, in: Der Standard, 16. Februar 2016, S. 26f.

¹⁹) HANNS WEISSENBORN, Jenseits der Plakate. Österreichs junge Lyrik, in: Continuum. Zur Kunst Österreichs in der Mitte des 20. Jahrhundert, hrsg. vom Institut zur Förderung der Künste in Österreich, Wien 1957, S. 146–175, hier: S. 149.

²⁰) HENNING RISCHBIETER, Eine böse Überraschung, in: Theater heute, Dezember 2009, S. 44f.; – vgl. DERS., Schreiben, Knappwurst, abends Gäste. Erinnerungen, Springe 2009, S. 181.

agierte Weigel gegen einen „Mentoren“-Konkurrenten und Remigranten wie Hermann Hakel, der 1947 bis 1953 im Auftrag des Österreichischen PEN-Clubs eine Nachwuchsaktion für AutorInnen organisierte – wodurch Weigel ihnen zumindest indirekt mehr geschadet als geholfen hat. Auch Bachmann isolierte er von Hakel oder dem sozialdemokratischen Kulturfunktionär und Redakteur der ›Arbeiter-Zeitung‹ Felix Hubalek, in dessen Halbmonatsschrift ›Die Zeit‹ im April 1949 Bachmanns Gedicht ›Betrunkner Abend‹²¹⁾ erschien. Stattdessen vermittelte Weigel Bachmann den Kontakt zur Zeitschrift ›Der Turm‹, wo Siegfried Melchinger zunächst, also vor der Amnestie für ehemalige Nationalsozialisten, noch im Hintergrund agieren musste.

Im Windschatten Weigels nutzten daher viele der AutorInnen aus seinem Umfeld primär christlich-konservative Medien wie die ›Wiener Tageszeitung‹ (ÖVP) oder die konservativen Kulturzeitschriften ›Die Furche‹, ›Der Turm‹ oder ›Wort und Wahrheit‹, sowie Plattformen, die in der einen oder anderen Form vom CIA finanziert waren: der Sender ›Rot-Weiß-Rot‹, der ›Wiener Kurier‹, das Kosmos Theater oder eben die ›Stimmen der Gegenwart‹. Elisabeth (Bobbie) Löcker, damals Managerin im US-Information Service, hatte Weigel den Kontakt zu Melvin Lasky und dem CIA-finanzierten „Kongress für kulturelle Freiheit“²²⁾ verschafft, in dessen Geist Weigel 1951 die „Gesellschaft für Freiheit der Kultur“ gründete – bzw. gründen ließ, als Vorsitzender fungierte Reinhard Federmann –, über die er dann 1954 und 1956 sein Anthologieprojekt (mit)finanzierte (s. Tab. 1). Noch im Rückblick ist die Unterscheidung zwischen Demokratisierungsbemühen und Kalter-Kriegs-Propaganda der US-Information Services nicht leicht.

Auch Ingeborg Bachmann bediente sich in ihren Wiener Jahren tatsächlich „fast ausschließlich christlich-konservativer bzw. antikommunistischer Publikationsmöglichkeiten“²³⁾: Doch das hat eben weniger mit ihr zu tun als mit dem Wirken des nach politischen Kriterien agierenden ‚Förderers‘ Weigel, und so erging es auch allen anderen seiner Schützlinge. Thomas Bernhard hat vor dieser Einbeziehung in Weigels Strategie des Kalten Krieges nur die größere Distanz bewahrt. Wohl aufgrund dieser Ferne zum Epizentrum des Wiener Literaturbetriebs kommt er bei den von Weigel organisierten Lesungen – etwa im Foyer der Staatsoper am 17. November 1950, im Kammermusiksaal Graz am 3. Oktober 1953 oder im Kosmos-Theater Wien am 31. Oktober 1953 – nie vor.

²¹⁾ INGEBORG BACHMANN, Betrunkner Abend, in: Die Zeit. Halbmonatsschrift für Kunst, Kultur und Politik. Jg. 2, 15. April 1949, S. 8.

²²⁾ Vgl. dazu FRITZ KELLER, ELISABETH HIRT, Die CIA als Mäzen. Oder: Wie autonom ist autonome Kunst? in: Zeitgeschichte 13 (1986), H. 9/10, S. 311–318.

²³⁾ JOSEPH McVEIGH, Die Stille um den ‚Mordschauplatz‘. Ingeborg Bachmann, der Kalte Krieg und der Sender Rot-Weiß-Rot, in: „Über die Zeit schreiben.“ Bd. 3: Literatur- und kulturwissenschaftliche Essays zum Werk Ingeborg Bachmanns, hrsg. von MONIKA ALBRECHT und DIRK GÖTTSCHE, Würzburg 2004, S. 55–68, hier: S. 59.

3. *Restauration und alte NS-Granden*

Da der Kalte Krieg alle anderen politischen Bedenken überwog, verwundert es auch nicht, in den StdG 1954 ein Gedicht von Gertrud Paukner zu finden mit dem Titel „Jahrgang 1945 (Dem Andenken Josef Weinhebers)“. Als die katholische Zeitschrift ›Der Turm‹ 1947 zum ersten Mal versuchte, Weinheber wieder zu lancieren, hatten Edwin Rollett und Oskar Jan Tauschinski sanft gegen eine allzu rasche Rehabilitierung Weinhebers protestiert²⁴). 1950 erschien bereits der Band ›Bekanntnis zu Josef Weinheber‹, in dem sich eine Reihe der BeiträgerInnen zum NS-Bekanntnisbuch von 1938 unverhohlen wieder zusammenfanden wie Bruno Brehm, Hans Giebisch, Franz Karl Ginzkey, Robert Hohlbaum, Mirko Jelusich, Friedrich Schreyvogel und Karl Heinrich Waggerl.

Die Hommage an Weinheber in den StdG 1954 wurde von der Literaturwissenschaft bislang nicht angemahnt. Als 2015 Band 22 der Thomas-Bernhard-Werkausgabe erschien, der frühe journalistische Arbeiten enthält, wurde mit einigem Nachdruck auf seine politische Ahnungslosigkeit verwiesen, die sich u. a. an seinem Lob für Weinheber zeige²⁵). Das ist in mehrfacher Hinsicht eine ungerechtfertigte Häme gegen einen späterhin für seine Kritik am schlampigen Umgang Österreichs mit seiner Vergangenheit bekannten Autor. Denn eigentlich ist es bei ihm wie bei Bachmann erstaunlich, wie rasch diese jungen Geister trotz der unsaubereren Grenzziehungen zu ehemaligen NS-Größen im Literaturbetrieb zu begreifen begannen.

Bernhard war von 1952 bis Ende 1954 Mitarbeiter des ›Demokratischen Volksblatts‹, „der einzigen sozialistischen Tageszeitung“²⁶) in Salzburg und hat für diese Redaktion eine überraschend große Zahl von Beiträgen verfasst. Tatsächlich hat er dabei immer wieder auch Personen gewürdigt, die minder- bis schwerbelastete Anhänger des NS-Regimes waren wie Gertrud Fussenegger, der Holzschneider Ernst von Dombrowski, der bereits 1933 dem bösen Zauberer in Franz Karl Ginzkeys ›Hatschi Bratschis Luftballon‹ die Züge einer Juden-Karikatur aus dem ›Stürmer‹ verpasste, oder Rudolf Bayr²⁷). „Mitarbeiter des Völkischen Beobachters mußten nach dem Krieg im Österreichischen Rundfunk untertauchen oder sonst wo ihr Süppchen kochen. – Der ehrgeizige Rudolf Bayr tat zur Vorsicht beides und wurde Fernsehkoch“²⁸), schrieb Helmuth Schönauer, als Bayr zum 80. Geburtstag 1999

²⁴) EDWIN ROLLETT und OSKAR JAN TAUSCHINSKI, in: Der Turm. Monatsschrift für österreichische Kultur 2 (1947), H. 7, S. 234–236; zur Debatte: ebenda, S. 233–237 und 2 (1947), H. 8, S. 264–268.

²⁵) UWE SCHÜTTE, Vom Reaktionär zum Rebell, in: Wiener Zeitung, Beil., 6./7.2.2016, S. 43.

²⁶) THOMAS BERNHARD, Der Keller. Eine Entziehung, in: DERS., Die Autobiographie, hrsg. von MARTIN HUBER und MANFRED MITTERMAYER (= Werke 10), Frankfurt/M. 2004, S. 11–213, hier: S. 197.

²⁷) DERS., Journalistisches (zit. Anm. 159), S. 82f., 133f., 342f.

²⁸) HELMUTH SCHÖNAUER, Tagebuch eines Bibliothekars, Wien 2015, Bd. 2, S. 61.

mit einer Publikation geehrt wurde. Alle diese und andere ehemalige NS-AkteurInnen wurden bereits zu Bernhards Zeit als Journalist von offiziellen Stellen der Salzburger Kulturszene wie der Volkshochschule oder der Buchwoche eingeladen, und er hatte darüber zu berichten. In den meisten Fällen waren ihm dabei die nach 1945 rasch verwischten Spuren ihrer NS-Vergangenheit wohl gar nicht bekannt.

Anders im Fall Weinheber. Als Bernhard 1955 die ersten drei Bände der Werkausgabe im ›Münchener Merkur‹ rezensierte, war er wie viele Zeitgenossen von der Sprachgewalt des Autors begeistert, ohne das Bedenkliche von dessen politischer Haltung zu verschweigen.

Dieser dritte Band ist die Essenz eines ‚verruhten tiefen, sich endlich erschöpfenden Lebens‘. [...] Und darum sei über den Menschen, über die brennende hilfeschuchende Glut, Verzeihen gebreitet, denn jeder hat notwendig, einen Teil wenigstens vergessen zu bekommen.²⁹⁾

Das „ungeheure Wagnis, jetzt, neun Jahre nach dem Tode Weinhebers, dessen Werk in seiner Gesamtheit zu bringen“, sei geglückt und man dürfe den vierten Band mit Briefen freudig erwarten. Das konnte Bernhard freilich auch deshalb mit einiger Berechtigung glauben, da die von Josef Nadler und Hedwig Weinheber besorgte Ausgabe alle politisch kompromittierenden Gedichte vorsorglich nicht enthielt. Etwa seinen Hymnus auf die Bücherverbrennung ›An die Geistigen. Den Dichtern³⁰⁾, geschrieben am 21. Juni 1933.

Bereits am 8. Juni 1953 stellte Bernhard im ›Demokratischen Volksblatt‹ die Frage „Wo sind die österreichischen Dichter?“ und thematisiert dabei die verlorenen Traditionen der österreichischen Literatur, auch durch die „mißbrauchte Bezeichnung ‚Heimatlidung‘“³¹⁾. Indirekt angesprochen ist damit die Problematik der Unsicherheit in Wertungsfragen. Den „heutigen Durchschnittsleser, der vielfach ein willenloses Opfer der vergangenen Zeit geworden ist“, so Bernhard, kann man nicht dafür verantwortlich machen, dass er vieles nicht kennt, und es wäre Aufgabe des Buchhandels und der Verlage, hier Abhilfe zu schaffen. Es zeigt freilich auch einige Unsicherheit in seinem eigenen literarischen Urteil, wenn er aufzählt, was er statt den Bestsellern und „den Erinnerungen der Kriegsverbrecher“³²⁾ in den Schaufenstern der Buchhandlungen sehen möchte: Stelzhamer, Nabl, Rendl, Preradović, Freumbichler, Hofmannsthal und Wildgans. Darunter ist kein Name der vom Nationalsozialismus vertriebenen AutorInnen, die eben auch Bernhard zu der Zeit kaum kennen konnte. Die Salzburger Buchwelt scheint jedenfalls unmittelbar reagiert zu haben, drei Tage später, am 11. Juni 1953 kann

²⁹⁾ BERNHARD, Journalistisches (zit. Anm. 15), S. 399.

³⁰⁾ JOSEF WEINHEBER, Sämtliche Werke III. Gedichte/Fragmente/Nachträge/Aphoristisches. Außerhalb der Sammlungen, hrsg. von FRIEDRICH JENACZEK, Salzburg 1996, S. 351.

³¹⁾ BERNHARD, Journalistisches (zit. Anm. 15), S. 168.

³²⁾ Ebenda, S. 170.

Bernhard vermelden: „Unsere Dichter sind wieder da“, zumindest in einem „eigens für sie ausgestatteten Schaufenster der Buchhandlung Höllrigl“³³⁾.

4. Förderndes Kleinreden

Viele der „Jungen“ – etwa Paul Celan, Gerhard Fritsch, Marlen Haushofer, Ernst Jandl, Hans Lebert, Friederike Mayröcker oder Walter Toman – hatten Mitte der 1950er-Jahre die dreißig schon überschritten, und gegen ihre in den kulturpolitischen Debatten künstlich verlängerte ‚Jugend‘ polemisierte Edwin Rollett 1954 unter dem Titel ›Die Übergangszeit‹: „[W]enn man einer ganzen, bereits zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahr stehenden Generation noch immer die Attribute ‚Jugend‘ und ‚Nachwuchs‘ anheftet [...] unter dem Deckmantel ‚Förderung‘ [...], so ist das gewiß eines der stärksten Mittel, um eine Übergangszeit im status quo zu erhalten.“³⁴⁾ Gegen diese mentorenspezifische Generationenver-einnahmung hat sich Ingeborg Bachmann bereits am 30. Oktober 1949 in einem Brief an Rudolf Felmayer verwahrt. Auch wenn die prinzipielle Ablehnung auf Initiative von oder mit Rücksicht auf Hans Weigel erfolgt sein mag, ist die Begründung, sich nicht an Felmayers Anthologie-Projekt ›Tür an Tür‹ beteiligen zu wollen, doch eindeutig: „[...] ich habe eine schwer zu beschreibende Aversion gegen junge Leute, – nicht gegen diese besonderen – und genau so wie es mir unmöglich wäre, sich mit ihnen allen an einen Tisch zu setzen, kommt es mir unmöglich vor, mit ihnen in einem Buch beisammen zu sein und gemeinsam mit einem Dutzend anderer als ‚junge Dichterin‘ abgestempelt zu sein.“³⁵⁾ In Weigels StdG ist sie eine der wenigen AutorInnen, die in jedem der ersten drei Bände vertreten ist. Ab 1954 freilich fehlt ihr Name, da lebte sie schon in Italien.

1951, als Weigel den ersten Band der StdG vorlegte, sah er das Problem mit der Punzierung der „Jungen“ durchaus noch ähnlich: „Zur Tragik ihrer Situation gehört es, daß diese Schriftsteller und Grafiker sich in das Ghetto der Bezeichnung ‚junge Generation‘ verbannt sehen.“³⁶⁾ Der größte Propagator des Terminus und damit des Generationenparadigmas war und blieb freilich Weigel selbst. In den Vorbemerkungen zum Folgeband 1952 verwendet er ihn auf zwei Seiten dreimal, und auch seine Formulierung „Autoren von morgen“³⁷⁾ macht eben deutlich, dass

³³⁾ Ebenda, S. 171.

³⁴⁾ EDWIN ROLLETT, Die Übergangszeit, in: Lebendige Stadt. Literarischer Almanach 1954, hrsg. vom Amt für Kultur und Volksbildung der Stadt Wien, Wien 1954, S. 255–260, hier: S. 258.

³⁵⁾ Brief von INGEBORG BACHMANN an RUDOLF FELMAYER, Wien, 30. Oktober 1949, Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien, Handschriftensammlung, H1: Bachmann, I./3.

³⁶⁾ HANS WEIGEL, Vorbemerkung, in: Stimmen der Gegenwart, hrsg. von H. W., Wien 1951, S. 5.

³⁷⁾ DERS., Vorbemerkung, in: Stimmen der Gegenwart 1952, hrsg. von H. W., Wien 1952, S. 5f., hier: S. 5.

sich hier erst etwas mit seiner fördernden Hilfe zu entwickeln im Begriff ist. 1950 formulierte Weigel unter dem Titel ›Verteidigung der Jugend‹ in der Zeitschrift ›Die Zeit‹ als Replik auf Franz Theodor Csokor einen Gedanken, der dann in seine Vorbemerkungen zu den StdG 1952 einfließt: „Wenn es je eine Kollektivschuld geben konnte und geben kann, dann ist es die kollektive Schuld aller, die heute älter als vierzig sind, am Zustand unserer Welt.“³⁸⁾ Statt wie Csokor von den jungen AutorInnen die Behandlung des Themas ‚Mitschuld‘ einzufordern, so Weigel, solle man mit „dankbarem Aufatmen“ ihr diesbezügliches Schweigen quittieren: „Sonst könnte nämlich ein berechtigtes Großvätermorden anheben, mit dem verglichen, sich die seinerzeitigen Vatermordorgien“ des Expressionismus „wie idyllische Kinderspiele ausnehmen würden“³⁹⁾.

Das umreißt das Lebensdilemma eines 1938 vertriebenen Juden, dessen Familie zu großen Teilen von den Nationalsozialisten ermordet worden war, der nach 1945 seine Erinnerungen radikal tilgen musste, wollte er im Nachkriegs-Österreich an zentraler Stelle mitspielen. Dafür fügte er sich als Opfer ohne weiters in die Reihen der Täter ein und deshalb suchte er vielleicht auch so intensiv die Nähe derjenigen, die altersbedingt noch nicht oder kaum als Täter in Frage kamen. 1953 zog Weigel eine Art persönlichen Schlussstrich unter die Debatte um die „Jungen“, veröffentlicht unter dem Titel ›Die gefundene Generation‹⁴⁰⁾.

Das Durchschnittsalter der BeiträgerInnen stieg in den fünf Bänden der StdG etwas verlangsamt parallel zur Jahreszahl, was Weigels in der Vorbemerkung von 1953 formulierter Intention einer „im allgemeinen gewährten Altersgrenze (Jahrgang 1918)“⁴¹⁾ entspricht.

Tab. 3 Durchschnittsalter der BeiträgerInnen der StdG

JAHRGANG	BEITRÄGERINNEN	DURCHSCHNITTSALTER
1951	30	29
1952	56	31
1953	63	31
1954	94	30
1956	32	32

Unbestritten ist Weigels praktischer Einsatz für viele AutorInnen der jungen Generation. „Ihr sitzt frierend in Ateliers, Hörsälen und Bibliotheken, ihr jubelt, wenn ihr Bücher in die Hand bekommt. [...] Die Zeit macht's euch schwer genug [...]. Allein dass man existiert, ist heute ein Heldenstück. Ihr verdient das beste

³⁸⁾ DERS., Verteidigung der Jugend (zit. Anm. 13), S. 3.

³⁹⁾ Ebenda.

⁴⁰⁾ DERS., Die gefundene Generation, in: Kontinente 7 (1953), 1 (September), S. 13f.

⁴¹⁾ DERS., Vorbemerkung 1953 (zit. Anm. 14), S. 8.

Schicksal, das je einer Generation zuteil geworden ist. Und ihr habt nicht einmal Handbürsten⁴²⁾, heißt es in seinem Roman ›Unvollendete Symphonie‹, und in solchen wie zahllosen anderen praktischen Notlagen versuchte er mit seinen Verbindungen zu den Besatzungsmächten unbürokratisch zu helfen.

Dass „alle seine Schützlinge von seinem Rat [...] profitierten“⁴³⁾, ist hingegen nicht so eindeutig. Dafür war sein ästhetisches Verständnis zu sehr in der Ersten Republik verhaftet, und dafür verfolgte er zu sehr eigene Interessen entlang politischer wie persönlicher Animositäten und Kampflinien. Wer gegen seine Regeln verstieß, konnte leicht in seine Schusslinie geraten. Das hat etwa auch Ingeborg Bachmann zu spüren bekommen, als Weigel ihre Zusammenarbeit mit Hans Werner Henze zu hintertreiben versuchte⁴⁴⁾. Und auch die StdG als Gesamtprojekt zeigen: „Weigel ist kein Entdecker von Talenten, kein literarischer Richtungsweiser und Anreger, kein Lehrer“⁴⁵⁾.

Thomas Bernhard ist beim vielbeackerten Feld der „Förderer der Jungen“ noch nie in den Blick gekommen. Er organisierte nicht nur von Juli bis September 1955 zusammen mit Elisabeth Effenberger auf der Festung Hohensalzburg die erste Ausgabe der „Wochen österreichischer Dichtung“, bei denen u. a. Marlen Haushofer auftrat⁴⁶⁾, er veröffentlichte bereits am 29. November 1952, 21-jährig, im ›Demokratischen Volksblatt‹ ein Plädoyer für „unsere jungen Dichter“ mit dem Titel ›Bücher warten auf Dich!‹.

Es gibt eine Reihe junger österreichischer Dichter, die meisten von ihnen zwischen 24 und 30 Jahren. Wir treffen sie vor allem in Form von kleinen Gedichtbändchen an, die irgendwo im Schatten der großen Roman-Trilogien berühmter älterer Kollegen ein kümmerliches Dasein fristen.⁴⁷⁾

5. Literatur durch das Okular des Kalten Krieges

Eine grundlegende Fatalität war Weigels thematische Vorgabe im Zeichen des Kalten Krieges: Weg von der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus, hin zu einer Gegenwart, die er von dieser Vergangenheit radikal abgeschnitten sehen

42) DERS., *Unvollendete Symphonie*. Roman, Innsbruck 1951, S. 56.

43) JOSEPH McVEIGH, *Ingeborg Bachmanns Wien 1946–1953*, Frankfurt/M. 2016, S. 61.

44) Ebenda, S. 186.

45) SCHMIDT-BORTENSCHLAGER, *Die Etablierung eines literarischen Paradigmas* (zit. Anm. 2), S. 47.

46) MANFRED MITTERMAYER, *Thomas Bernhard: Zwei Briefe an Hansjörg Graf*, in: *Literatur und Kritik* (2016), Nr. 505/506 (Juli), S. 62–70, hier: S. 62; – vgl. URSULA A. SCHNEIDER und ANNETTE STEINSIEK, *Mengenlehre. Christine Lavant und die „Wochen österreichischer Dichtung“ in Salzburg 1955*, in: *praesent 2004. Das literarische Geschehen in Österreich von Juli 2002 bis Juni 2003*, hrsg. von MICHAEL RITTER, Wien 2003, S. 59–70, hier: S. 63–65.

47) BERNHARD, *Journalistisches* (zit. Anm. 15), S. 88.

wollte. Das war freilich nicht so einfach zu dekretieren. In den Beiträgen des ersten Bandes der *StdG* werden etwa die Kriegserlebnisse der männlichen Generation von Bertrand Alfred Egger, Gerhard Fritsch oder Karl Anton Maly thematisiert, parabelhaft auch in Ilse Aichinger ›Die geöffnete Order‹; das Jahr 1938 in einem Einakter von Heinz Karpeles, die NS-Gräuel in Gedichten Paul Celans (u. a. die ›Todesfuge‹).

Das veranlasste Hans Heinz Hahnl im selben Band, knapp sechs Jahre nach Kriegsende, zu einem verblüffenden Statement: „Bei manchen hat es den Anschein, als ob sie nie davonloskommen könnten von dem Windmühlenkampf mit der Vergangenheit. Sie haben eine so gewaltige Vergangenheit, daß ein Leben kaum hinreicht zu ihrer dichterischen Bewältigung.“⁴⁸⁾ Das überrascht auch insofern, als Hahnl, Jahrgang 1923, genau jener Generation angehört, deren Beiträge in diesem Band versammelt sind, und auch selbst mit vier Gedichten vertreten ist, die den Kriegsheimkehrerblick thematisieren.

Noch problematischer ist im selben Band Jörg Mauthes Essay über die Situation der bildenden Kunst: „Österreichs bildende Kunst kann heute auf eine ununterbrochene und siebzig Jahre alte Entwicklungsperiode zurückblicken“⁴⁹⁾, heißt es da, und diese Formulierung unterscheidet sich kaum von Alexander Lernet-Holenias berüchtigter These: „In der Tat brauchen wir nur dort fortzusetzen, wo uns die Träume eines Irren unterbrochen haben, in der Tat brauchen wir nicht voraus-, sondern nur zurückzublicken“⁵⁰⁾.

Die Auswirkungen des Kalten Krieges auf das literarische Biotop der Zeit veranschaulicht eine Episode, die Thomas Weyr in seinem Erinnerungsbuch schildert. Weyr traf eines Tages Milo Dor in dessen Zimmer in der Pension Columbia in der Kochgasse gemeinsam mit Reinhard Federmann dabei an, wie sie mit einer Luftpistole auf ein Buch schossen. „Es seien die nichtigen Werke des Schriftstellers Hermann Schreiber, erklärte Dor und gab mir die Pistole. [...] Schreiber sei ein so schlechter Schriftsteller, dass er nichts Besseres verdiene. [...] die Wirtin verstehe die Notwendigkeit, Schreibers Werke zu beschießen.“⁵¹⁾

Was Schreiber zu einer *Persona non grata* machte, war u. a. der Erfolg seines Buches ›Die Glut im Rücken‹. Der Roman, der unmittelbar in die Ruinenlandschaft bei Kriegsende führt, erschien 1952 wenig beachtet im Wiener Volksbuchverlag, im Folgejahr als Hardcover-Band im Verlag der Nation in Berlin/Ost, wo wenig später eine Taschenbuchausgabe folgte⁵²⁾. In Österreich war das Interesse

⁴⁸⁾ HANS-HEINZ HAHNL, Zur Situation der Literatur, in: *Stimmen der Gegenwart* 1951, S. 20–25, hier: S. 22f.

⁴⁹⁾ JÖRG MAUTHE, Zur Situation der bildenden Kunst, in: *Ebenda*, S. 66–74, hier: S. 67f.

⁵⁰⁾ ALEXANDER LERNET-HOLENIA, Gruß des Dichters, in: *Der Turm. Monatsschrift für österreichische Kultur* I (1945), H. 4/5, S. 109.

⁵¹⁾ THOMAS WEYR, Die ferne Stadt. Erinnerungen, Innsbruck 2015, S. 323.

⁵²⁾ HERMANN SCHREIBER, Schreiber im Leseland. Das zweite Leben – oder war's das erste?, in: *Literatur und Kritik*. 2013, H. 471/472, S. 37–44, hier: S. 40.

an Trümmerliteratur hingegen gering. Federmann fand für seine ›Chronik der Nacht‹ nach einem Abdruck in der Wiener ›Arbeiter-Zeitung‹ (1950/51⁵³) keinen Verlag. 1951 erschien als erste Gemeinschaftsarbeit von Dor und Federmann der Kriminalroman ›Internationale Zone‹, der mit der klaren Rollenverteilung zwischen den undurchsichtig verschlagenen russischen Besatzern und den gut organisierten, Missstände rasch aufklärenden Amerikanern mit den Anforderungen des Kalten Krieges absolut kompatibel war⁵⁴). Solche Eindeutigkeiten hat Schreiber stets vermieden, dafür übersah er nicht das Fortleben alter NS-Netzwerke, das er auch in seinem Roman ›Die Glut im Rücken‹ thematisiert, in den er zudem einige Seitenhiebe auf den sich neu konstituierenden Literaturbetrieb einbaut. „Gehen Sie auch schon unter die Förderer“⁵⁵), fragt hier der Rundfunkdirektor einen seiner Redakteure. Zeitgenossen verstanden wohl die Anspielung auf den Wettkampf der Herren Hans Weigel, Hermann Hakel, Rudolf Felmayer oder Ernst Schönwiese, bis 1954 Programmleiter für Literatur, Hörspiel und Wissenschaft im Sender ›Rot-Weiß-Rot‹ in Salzburg.

Es klingt wie ein Treppenwitz der Kulturgeschichte, dass in einer Werbebroschüre der Österreichischen Verlagsanstalt in der Beilage ›Neuerscheinungen 1951‹ Schreiber und Weigel auf einer Doppelseite friedlich vereint sind: Links wird für Schreibers ›Sturz in die Nacht‹ geworben, rechts für Weigels ›Unvollendete Symphonie‹, beide Bücher erschienen in gleicher Ausstattung⁵⁶). Schreiber hat übrigens 1954 Dors Roman ›Tote auf Urlaub‹ überaus wohlwollend rezensiert⁵⁷).

6. Der weite Weg nach Wien

„Die naheliegende, aber unverzeihliche Bevorzugung Wiens gegenüber den Bundesländern im ersten Band sollte gutgemacht und aufgewogen werden“⁵⁸), schreibt Weigel in den Vorbemerkungen der StdG 1952 und bedankt sich bei Kurt Klinger in Linz, der ihm viele Hinweise gegeben habe. Thomas Bernhard ist 1952 jedoch noch nicht vertreten, obwohl er Gedichte eingesandt hatte, die ihm

⁵³) Der Abdruck erfolgte vom 3. Dezember 1950 bis zum 25. Januar 1951.

⁵⁴) Vgl. dazu: EVELYNE POLT-HEINZL, Der Kalte Krieg schreibt Literaturgeschichte oder Der Mythos vom langen Schweigen der Literatur zum Nationalsozialismus, in: Kalter Krieg in Österreich, hrsg. von MICHAEL HANSEL und MICHAEL ROHRWASSER (= Profile 17. Magazin des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek), Wien 2010, S. 123–137.

⁵⁵) HERMANN SCHREIBER, Die Glut im Rücken. Roman (= Taschenbuch-Romane 33), Berlin [1953], S. 111.

⁵⁶) Österreichische Gegenwartsliteratur unter der Lupe der Kritik (= Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien, XS2:SM:Verlage/Diverse), Innsbruck: Österreichische Verlagsanstalt [1951], S. VI f.

⁵⁷) HERMANN SCHREIBER, Gedanken zu Milo Dors Roman „Tote auf Urlaub“, in: Freude an Büchern. Monatshefte für Weltliteratur 3 (1952), H. 10, S. 242f.

⁵⁸) WEIGEL, Vorbemerkung 1952 (zit. Anm. 37), S. 5.

im Auftrag Weigels – vermutlich von Jeannie Ebner – am 12. September 1952 als „nicht so recht für unsere Anthologie geeignet“⁵⁹⁾ zurückgesandt wurden. Laut Jeannie Ebner hatte Bernhard den Hinweis auf die StdG und das Café Raimund von seiner Salzburger Kollegin Elisabeth Effenberger erhalten⁶⁰⁾. Auch im Band 1953 ist Bernhard noch nicht dabei. Sein erster Auftritt erfolgt in der Ausgabe von 1954, wobei sein Name in einer den Band vorbereitenden Liste noch mit einem Fragezeichen versehen ist⁶¹⁾.

Thematisch enthält die Ausgabe der StdG 1954 etwas wehleidige Heimkehrergeschichten (Hans Humer, Paul Blaha), zeittypische Paraphrasen auf Odysseus und Judas (Wieland Schmied, Kurt Klinger, Hermann Stöger), Gedichte im Rilke Ton (Herbert Zinkel) oder traumhafte Parabeln zum Thema Schuld (Lois Vogel, Liselotte Matiasek). Konkreter und sprachlich besser arbeiten sich Käthe Recheis oder Gertrude Arnold an diesem Thema ab. Auch Günther Fritschs Erzählung ›Ali Khan geht ins Kloster (Die Tragödie von Mayerling)‹ fällt insofern heraus, als sie erfrischend offen die rasche ‚Wandlung‘ eines Nationalsozialisten nach 1945 verhandelt; vielleicht hat der Autor, später bekannt als Kolumnist der ›Kronen-Zeitung‹ (›Heiteres Bezirksgericht‹), auch deshalb „aus privaten Gründen“ auf biografische Angaben verzichtet und betont, die Erzählung sei nicht autobiografisch. Gerhard Amanshauser umkleidet in seinem Beitrag das Thema mit einer der zeittypischen Parabeln, Friedrich Achleitner liefert ein ordentlich gereimtes Sonett (jagen/tragen; Zeit/-keit; pflügen/liegen; tun/-ruhn; Wege/träge; oben/-hoben; deutet/breitet), und Ernst Jandl beschreibt einen Besuch im englischen Kriegsgefangenenlager überraschend konventionell und so, als wolle er zeigen, „wie vergangen diese Erlebnisse bereits sind“⁶²⁾.

Die beiden Texte aber, die *ästhetisch* am stärksten aufhorchen lassen, sind H. C. Artmanns poetische Miniatur ›Die Abende im Winter‹ und Thomas Bernhards Stadtbild ›Großer, unbegreiflicher Hunger‹. Vielleicht hat Artmann das erkannt und deshalb eine Passage aus Bernhards Erzählung herausgepickt, um daraus einen verächtlichen Spitznamen zu schmieden. Bernhards in der Stadt herumirrender Erzähler erhält den Brief eines Veters, der ihm verspricht, Schweineschmalz zu schicken⁶³⁾. Artmann, so erinnerte sich Wieland Schmied 2006, sagte:

„Hast du gelesen, was er geschrieben hat? Außerdem dieser Mensch hat so viel Wimmerl im Gesicht. Furchtbar!“ Oder er sagte: „Sein Großvater oder Urgroßvater war Schmalzhändler.“

⁵⁹⁾ Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 41.

⁶⁰⁾ MARIA FIALIK, Eine Bombenreklame. Gespräch mit Jeannie Ebner, Schriftstellerin, in: DIES., Der Charismatiker. Thomas Bernhard und die Freunde von einst, Wien 1992, S. 17–47, hier: S. 28.

⁶¹⁾ Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 76.

⁶²⁾ SCHMIDT-BORTENSCHLAGER, Die Etablierung (zit. Anm. 2), S. 50.

⁶³⁾ Vgl. THOMAS BERNHARD, Großer, unbegreiflicher Hunger, in: Stimmen der Gegenwart, hrsg. von HANS WEIGEL, Wien 1954, S. 138–143, hier: S. 139.

Schmalzhändler! Was ganz was Schreckliches.‘ Was für Bernhard etwas Authentisches war, vom Lande her zu kommen, von Bauern und Schmalzhändlern. Aber eine Verbindung war nicht herzustellen. Es waren zwei Welten.⁶⁴⁾

Keiner seiner Wiener Freunde und Kollegen, so Schmied, „wollte mit Bernhard etwas zu tun haben. Er wurde fast wie ein Aussätziger behandelt.“ „[...] mein ganzer Kopf ist ein Bierkopf!, ein Speckkopf!, ein Eiterkopf!, ein Käskopf!, ein Sulzkopf!, Sulzkopf!, Sulzkopf!, Sulzkopf!“⁶⁵⁾ So heißt es im posthum unter dem Titel ›In der Höhe‹ veröffentlichten Prosa-Fragment, entstanden während Bernhards Tätigkeit beim ›Demokratischen Volksblatt‹, und auch: „der Mensch steckt in einem Fettpf“⁶⁶⁾. Im zweiten Band seiner Autobiografie ›Der Keller. Eine Entziehung‹ (1976) setzt Bernhard dann seinem Urgroßvater ein Denkmal, der als „Schmalzsepp [...] nicht nur im ganzen Flachgau berühmt“⁶⁷⁾ und geachtet war.

7. *Großer, unbegreiflicher Literaturbetrieb*

„Geehrter Herr, Im Hinblick auf den ›Österreichischen Abend‹ vom 31. Oktober 1953 im Kosmos Theater, möchte ich wegen verschiedener Missgriffe Einspruch erheben.“⁶⁸⁾ So beginnt Artmanns erster Brief an Weigel – ein Jahr später sind die beiden Herren beim du angekommen⁶⁹⁾. „Verehrter Herr Weigel, hier ist eine Prosaarbeit von mir. Sie ist in der vorgeschriebenen Länge und lehnt sich sehr stark an die Skizze von damals an, die ich Ihnen zeigte“⁷⁰⁾. So beginnt Bernhards erster Brief und das demonstriert den kategorialen Unterschied in der Posture der beiden jungen Autoren: städtischer Dandy versus devoter Provinzler. „Ich bereite mich auf mich selbst vor, das alles ist nur eine Vorbereitung auf mich selbst“⁷¹⁾, schrieb Bernhard in der etwa zeitgleich entstandenen Notizensammlung ›In der Höhe‹.

In seinem Brief an Weigel ist Bernhard nicht um Distanz bemüht, sondern um einen persönlichen Bezug. Das Prosastück ›Großer, unbegreiflicher Hunger‹ sei aus einem 300-Seiten starken Romanfragment, entstanden während seines Wien-

⁶⁴⁾ WIELAND SCHMIED, Erinnerungen an Thomas Bernhard, in: Im Keller. Der Untergrund des literarischen Aufbruchs nach 1945, hrsg. von EVELYNE POLT-HEINZL und DANIELA STRIGL, Wien 2006, S. 172–176, hier: S. 173.

⁶⁵⁾ THOMAS BERNHARD, In der Höhe. Rettungsversuch, Unsinn; Salzburg und Wien 1989, S. 105.

⁶⁶⁾ Ebenda, S. 20.

⁶⁷⁾ BERNHARD, Der Keller (zit. Anm. 26), S. 188.

⁶⁸⁾ Brief H. C. ARTMANNs an HANS WEIGEL, Wien, 5. Dezember 1953. Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 2.

⁶⁹⁾ Brief HANS WEIGELs an HANS C. ARTMANN, Wien, 20. April 1954. Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 41.

⁷⁰⁾ Brief THOMAS BERNHARDs an HANS WEIGEL, Salzburg, 19. November 1954. Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 3.

⁷¹⁾ BERNHARD, In der Höhe (zit. Anm. 65), S. 54.

Aufenthalts 1951, „wo ich bei Ihnen war. Ich erinnere mich gern des Besuches!“⁷²) Am 25. März fragt Bernhard in einem vier Seiten langen handgeschriebenen Brief bei Weigel nach, „ob mit den ‚Stimmen‘ alles klappt“, und am 23. Dezember 1954 bedankt er sich für Weigels Herausgeber Tätigkeit, und er tut das mit einer Formulierung, die eigentlich einen Affront gegenüber dem Doyen des Wiener Literaturbetriebs darstellt. Er, Bernhard nehme „an dem großen Kunstmarkt, der der Mariahilferstraße in Wien gleicht, nicht teil, denn „vor nichts graust mir mehr, als vor der ‚Kultur‘, aber ich habe das Gefühl der Dankbarkeit in mir, für eine Tat, die sonst niemand auf sich nehmen würde“⁷³).

Diese frühen Briefe Bernhards an Weigel haben einen berührend verzweifelten Ton, der seine einsamen Suchbewegungen als Autor ebenso zeigt wie das prinzipielle Lebensunglück des 23-Jährigen samt vielen gescheiterten Plänen und zerschlagenen Hoffnungen: eine Absage von Paul Zsolnay, ein ungespieltes Stück über die Fremdenlegion in Indochina oder ein Roman, der bei Rainer Wunderlich in Tübingen erscheinen sollte. Eines jedenfalls weiß Bernhard bei aller Unsicherheit ganz genau: „ich sage: das wichtigste ist mein Buch, *nicht das Demokratische Volksblatt*“⁷⁴).

›Großer, unbegreiflicher Hunger‹ ist ein Text mit Lücken, die die hungrigen Augen der Erzählfigur in das Gewebe der Stadtszenen zu fressen scheinen. Es ist Hunger im Wortsinn, und dieser Teil lässt sich durchaus autobiografisch verstehen. Er habe ausgesehen „wie ein hungriger Wolf. Hundemager, voller Akne, schlechte Zähne. [...] er hat mit einem starren Blick herumgeschaut“ und sei „furchtbar gehemmt“⁷⁵) gewesen. So beschreibt Jeannie Ebner Bernhards ersten Auftritt im Café Raimund. ›Großer, unbegreiflicher Hunger‹ ist aber vor allem ein Text über den existentiellen Hunger nach 1945, über die enttäuschten Hoffnungen, man müsste jetzt, nach dem Ende der ‚Katastrophe‘ irgendwo ankommen. „Damals in jener verlorenen und doch so unverlorenen Zeit“, so der Beginn der Erzählung, war die Erwartung groß, dass das Leben und die Zukunft nun endlich beginnen müssten. Doch wo in den „Millionengesichtern“ Augen stecken „wie aus einer Augenfabrik“, ist für den Erzähler wenig Chance. Er sieht „wandernde Einkaufstaschen, wanderndes Brot, wandernden Schinken, wandernde Würste, Käse, Butter, Milchflaschen“, und während er für seine Arbeit am Marktstand mit faulen Tomaten abgefertigt wird, drückt der „tröstlose Mittag [...] auf die Häuser, aus denen Eßbesteck klorrte in die dicke Luft“. Das verortet den Außenseiter in einer Kette von doppelt kodierten Bildern des Hungers und des Abgewiesen-Seins. Die

⁷²) Brief THOMAS BERNHARDS AN HANS WEIGEL, Salzburg, 25. März 1954. Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 3.

⁷³) Brief THOMAS BERNHARDS AN HANS WEIGEL, Salzburg, 23. Dezember 1954. Nachlass HANS WEIGEL (zit. Anm. 3), Archivbox 3.

⁷⁴) BERNHARD, In der Höhe (zit. Anm. 65), S. 121.

⁷⁵) FIALIK, Eine Bomenreklame (zit. Anm. 60), S. 29.

Hauptstadt, so heißt es im Fragment ›In der Höhe‹, bietet einem „nicht mehr als den Anblick verstörter dummer Menschen, die nur auf das Geld aus sind, wenn man Geld hat, ist jeder Punkt der Welt erträglich“⁷⁶).

Sprachlich konventioneller wirkt Bernhards Erzählung ›Der Schweinehüter‹ in den nur Prosatexte enthaltenen StdG 1956, und er führt zurück in das ländliche Umfeld seiner Herkunft, der im Hunger-Text nur als Sehnsuchtsfolie fungierte. Der Schauplatz Provinz war nach Austrofaschismus und Faschismus als literarischer Stoff so nachhaltig desavouiert, dass eben schon ein Codewort wie Schweineschmalz – für Städter wichtiges Hamstergut in den Hungerjahren der Kriegs- und Nachkriegsjahre – genügte, um einen Mantel des Ewiggestrigen über den Text zu legen. Doch ›Der Schweinehüter‹ ist in der Beschreibung der sinnlosen, aber nicht zu unterdrückenden Gewaltausbrüche des Kleinhäuslers – auch gegen seine eigenen Interessen – ein für die Zeit ungewöhnlich ungeschönter Bericht über Verrohung und Verzweiflung nach den Jahren der NS-Diktatur. Etwa zeitgleich imaginiert Bernhard einen Gerichtsprozess in eigener Sache. Das Gericht „wird unter Ausschluß der Öffentlichkeit tagen und mich in einen Koben einweisen, in den Menschenschweinekoben, in den solche Kreaturen, wie ich, hineingehören.“⁷⁷) So könnte auch die Erzählung ›Der Schweinehüter‹ enden, doch Bernhard sah Selbstmord als logische Konsequenz dieses zerstörten und zerstörerischen Lebens. Das wollte der katholische Herold Verlag bzw. der Herausgeber, als der 1956 nicht mehr Weigel, sondern der Leiter des Herold-Verlags Maximilian Heine-Geldern fungierte, nicht zulassen. Bernhard hat sich den Abänderungswünschen mit einer angehängten Erlösungsvision gefügt⁷⁸).

8. *Der unabänderliche Frost der Vergangenheit*

„Bernhard will sich jetzt Th. Haarlem nennen, in ›Wort in der Zeit‹ [...] heißt er Thomas Niklas Bernhard über einigen Gedichten. Und in der Biografie ist er schmockant wie nur“⁷⁹), notierte Gerhard Fritsch am 22. Juli 1956 in seinem Tagebuch. Kleinmütig ist es tatsächlich nicht, was Bernhard hier über sich selbst kundtut: „Kanzlist, Kofferträger und Kunstkritiker [...] Reisen nach Italien und Jugoslawien [...] Conference-Sänger in einer modernen Revue“, eine Auswahl seiner Gedichte sei „in holländischer Übersetzung“⁸⁰) in Vorbereitung.

⁷⁶) BERNHARD, In der Höhe (zit. Anm. 65), S. 87.

⁷⁷) Ebenda, S. 21.

⁷⁸) Kommentar, in: THOMAS BERNHARD, Erzählungen. Kurzprosa, hrsg. von HANS HÖLLER, MARTIN HUBER und MANFRED MITTERMAYER (= Werke 14), Frankfurt/M. 2003, S. 582f.; – vgl. auch: STRAUB, Die Netzwerke (zit. Anm. 1), S. 253f.

⁷⁹) GERHARD FRITSCH, „Man darf nicht leben, wie man will“. Auszüge aus den Tagebüchern 1956–1984, in: GERHARD FRITSCH. Schriftsteller in Österreich, hrsg. von STEFAN ALKER und ANDREAS BRANDTNER, Wien 2005, S. 237–261, hier: S. 242.

⁸⁰) Wort in der Zeit 2 (1956), H. 6, S. 63.

Vielleicht hat Fritsch jene Biografie nicht gekannt oder nicht mehr erinnert, die Bernhard zwei Jahre zuvor in den *StdG* 1954 veröffentlicht ließ, es ist die mit Abstand längste des Bandes. Die Begriffe Kofferträger und Kunstkritiker kommen auch hier vor, zentral aber ist über Dreiviertel des Textes die sehr persönlich gehaltene Lebensgeschichte, die im Rückblick wie die Keimzelle seiner späteren fünfbändigen Autobiografie wirkt: die wechselnden Aufenthalte in Wien und Seekirchen als Kleinkind, die Jahre im bayrischen Traunstein, das Gymnasium in Salzburg, die Lehre im Lebensmittelgeschäft im Souterrain, der Ausbruch der Lungenkrankheit mit Aufhalten in der Lungenheilanstalt Grafenhof und 1951 der Versuch, in Wien Fuß zu fassen, dessen Scheitern die Erzählung ›Großer, unbegreiflicher Hunger‹ abhandelt. Das Erlebte und Erlittene artikuliert sich in diesem frühen biografischen Text noch ganz unmittelbar, fern von jeder künstlerischen Überhöhung, Ausschmückung und Verallgemeinerung. Zwei Jahre später, in den *StdG* 1956, sind die biografischen Angaben stark gekürzt und ins Unauffällige heruntergedimmt, der Herkunftskomplex damit für die künstlerische Bearbeitung freigegeben.

Auch wenn Fritsch Bernhards Posenhaftigkeit irritierte, war er doch von ihm als Person „angetan“: „Er ist ein echter Dichter [...]. Wir wurden auch, auf beiderseitigen Wunsch, per du“⁸¹), notierte Fritsch am 13. Jänner 1957 und er setzte sich 1960 beim Otto Müller Verlag für die Veröffentlichung von Bernhards viertem Gedichtband mit dem geplanten Titel ›Frost‹ ein. Der Verlag blieb nach einem negativen Gutachten Ludwig Fickers – auch er eine zeittypische „Mentorenfigur“, die mitunter tatkräftig als Verhinderer wirkte – trotzdem bei seiner Ablehnung. ›Frost‹ wurde stattdessen der Titel von Bernhards erstem Roman, der im Verlagsvertrag noch ›Ein Auftrag‹ hieß.

Zum langen Entstehungsprozess des Romans gehört das frühe Projekt ›Schwarzach St. Veit‹, geschrieben 1957 bis 1960, und das ›Leichtlebig‹-Fragment, in dem viele Details und Formulierungen aus ›Frost‹ vorgeformt sind. Ein 19-seitiges Typoskript daraus hat Bernhard unter dem Titel ›Argumente eines Winterspaziergängers‹ für einen Vorabdruck zusammengestellt. Datiert mit Mai/Juni 1962, das ist drei Monate vor Unterzeichnung des Verlagsvertrags, sandte er den Text an Gerhard Fritsch, wohl in dessen Eigenschaft als Redakteur der Zeitschrift ›Wort in der Zeit‹. Der eingesandte Text blieb unpubliziert⁸²), aber als der Roman erschien, war Fritsch überwältigt – ein geniales „Bekenntnis des tragisch-pathetischen Einzelgängers [...] unvergeßliche Stellen der Weltentlarvung [...] gute, sehr gute Prosa“⁸³) – und

⁸¹) FRITSCH, „Man darf nicht leben, wie man will“ (zit. Anm. 79), S. 244.

⁸²) Editorische Nachbemerkung, in: THOMAS BERNHARD, *Argumente eines Winterspaziergängers*. Und ein Fragment zu „Frost“: *Leichtlebig*. Mit dem Faksimile des Leichtlebig-Typoskripts, hrsg. von RAIMUND FELLINGER und MARTIN HUBER, Berlin 2013, S. 139–147, hier: S. 141f.

⁸³) FRITSCH, „Man darf nicht leben, wie man will“ (zit. Anm. 79), S. 250.

druckte in ›Wort in der Zeit‹ den Romananfang ab⁸⁴). Ob er um die Nähe zum Typoskript ›Argumente eines Winterspaziergängers‹ auf seinem Redaktions-schreibtisch wusste, geht daraus nicht hervor.

9. Nachsatz

Er war „ein geschlagener Geist, den zeitlebens die Melancholie und der unab-änderliche Frost des Österreichertums begleitete“⁸⁵). So endet Bernhards Porträt seines Großvaters Johannes Freumbichler aus dem Jahr 1957. „Unter hundert gutangezogenen Leuten, die sich heute in Österreich mit Literatur beschäftigen, oder vorgeben, das zu tun“, so Bernhard, „haben keine drei auch nur den Namen Freumbichler gehört [...]. Das ist durchaus kein Wunder in einer Zeit, in der man sich das Dichten so leicht macht wie das Nudelwalken, in der man über Stifter verächtlich spricht, ohne ihn gelesen zu haben [...]“⁸⁶). Stifter wird Bernhard wie so manches aus diesen frühen Jahren später etwas anders beurteilen, die Rolle des überlegenen Außenseiters aber, der einsam gegen all die „gutangezogenen Leute“ des kulturellen Zentrums steht, wird er als ideelles, wenn auch zurechtgebogenes Erbe seines Großvaters sein ganzes Leben lang beibehalten.

⁸⁴) THOMAS BERNHARD, FROST, in: Wort in der Zeit 9 (1963), H. 6, S. 39–43.

⁸⁵) DERS., Der Dichter aus Henndorf, in: Wiener Bücherbriefe (1957), H. 4, S. 7–9, S. 9.

⁸⁶) Ebenda.